

Feuer der Wildnis

DAS BUCH

Saria Boudreaux ist in den Sümpfen von Louisiana aufgewachsen, die von jeher manch finsternes Geheimnis in ihren Tiefen bergen. Als sie von Raubtierbissen entstellte Leichen findet, ist sie sich jedoch absolut sicher, dass sie etwas Derartiges noch nie gesehen hat. Und der mit der Lösung des Falls beauftragte Drake Donovan trägt auch nicht unbedingt zu ihrer Beruhigung bei. Saria fühlt vom ersten Augenblick an eine unwiderstehliche Leidenschaft, die sie mit aller Macht in seine Arme treibt. Was sie nicht ahnt: Der Gestaltwandler Drake erkennt in ihr sofort die ihm bestimmte Gefährtin, nach der er so lange gesucht hat. Doch während Saria noch mit ihrer zweiten Natur ringt, treibt der Serienkiller weiterhin sein Unwesen. Er macht vor nichts halt – auch nicht vor dem kraftstrotzenden Drake, der Saria um jeden Preis zu schützen versucht ...

DIE LEOPARDENMENSCHEN-SAGA

Erster Roman: Wilde Magie

Zweiter Roman: Magisches Feuer

Dritter Roman: Wildes Begehren

Vierter Roman: Feuer der Wildnis

DIE AUTORIN

Christine Feehan wurde in Kalifornien geboren, wo sie heute noch mit ihrem Mann und ihren elf Kindern lebt. Sie begann bereits als Kind zu schreiben und hat seit 1999 mehr als dreißig Romane veröffentlicht, die in den USA mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet wurden und regelmäßig auf den Bestsellerlisten landen. Auch in Deutschland ist sie inzwischen mit ihrer *Schattengänger*-Reihe, der *Leopardenmenschen*-Saga, der Serie um die *Drake-Schwestern* sowie der *Sea Haven*-Saga äußerst erfolgreich.

Mehr über Autorin und Werk unter: www.christinefeehan.com

Christine Feehan

Feuer der Wildnis

ROMAN

Ins Deutsche übertragen
von Ruth Sander

HEYNE <

Titel der amerikanischen Originalausgabe
SAVAGE NATURE



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Aus dem Amerikanischen von Ruth Sander

Deutsche Erstausgabe 02/2012

Redaktion: Sabine Kranzow

Copyright © 2011 by Christine Feehan

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House

Printed in Germany 2012

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-26706-0

www.heyne-magische-bestseller.de

*Für meine Mutter, Nancy King.
Es vergeht kein Tag, an dem ich sie nicht vermisse.*

1

Der Sumpf kannte vier verschiedene Jahreszeiten und innerhalb dieser Jahreszeiten wechselte seine Stimmung. In dieser Nacht trug die Natur ein Kleid aus Purpur mit den unterschiedlichsten Schattierungen, die von den dunklen Wirbeln am Himmel bis zum helleren Lavendel der Zypressen reichten. Der Mond beschien die Moos Schleier, die auf das Wasser herunterhingen, und verlieh ihnen einen blassen silberblauen Schimmer. Dass die Farbe Purpur sich aus einer Mischung von Blutrot und Blau ergibt, bewiesen auch die dunkelroten Strahlen, die durch die Bäume drangen und auf die mit Entengrütze bedeckte Wasseroberfläche fielen.

Saria Boudreaux lächelte, als sie vorsichtig aus ihrem Propellerboot stieg und auf den Hochsitz kletterte, den sie sich langsam über Tage hinweg aufgebaut hatte, um die wilden Tiere ringsherum nicht zu stören. Sie war am Rande des Sumpfes aufgewachsen und nirgendwo war sie glücklicher. Der Hochsitz stand neben einem Eulennest, von dem ihr hoffentlich Nachtaufnahmen gelängen, denn solche Fotos waren heiß begehrt und brächten ihr womöglich noch mehr Geld ein. Nach und nach verschaffte ihr das Fotografieren

eine wachsende Unabhängigkeit vom Familiengeschäft, wie sie das nie für möglich gehalten hatte.

In der Schule hatte sie ziemliche Probleme gehabt – für sie eine elende Zeit –, bis sie die Welt der Fotografie kennenlernte. Den größten Teil ihrer Kindheit hatte sie damit verbracht, sich unbeaufsichtigt im Sumpf herumzutreiben, zu fischen, die Krebsreusen zu beobachten, ja sogar mit ihrem Vater Alligatoren zu jagen, wenn ihre Brüder gerade nicht da waren – und das war meistens der Fall. Sie war es nicht gewohnt, dass man sie gängelte, und die Schule empfand sie als zu strukturiert, zu reglementiert. Sie konnte nicht atmen, wenn so viele Menschen um sie herum waren. Um den vielen Vorschriften aus dem Wege zu gehen, wäre sie schon beinahe in die Wildnis abgetaucht, da hatte ein wohlmeinender Lehrer ihr eine Kamera in die Hand gedrückt und ihr vorgeschlagen, ein paar Fotos von ihrem geliebten Sumpf zu machen.

Heute Nacht gab es etwas Mondlicht, also würde sie den schwachen Scheinwerfer nicht brauchen, den sie in den letzten Nächten benutzt hatte, um die Aktivitäten im Nest sichtbar zu machen. Die Babys piepsten aufgeregt, als ein Elterntier angefliegen kam, und Saria drückte auf den Auslöser. Sofort zuckte der elektronische Blitz auf. An das gelegentliche grelle Aufleuchten gewöhnt ließen die Vögel sich nicht weiter stören.

Saria hatte genau den Moment erwischt, in dem die Eule auf dem Nest gelandet war und Krallen und Schnabel sich vor dem dunklen Himmel abzeichneten, und ihr Herz hüpfte vor Freude. Die Musik, die der Sumpf bei Nacht mit seinen Klängen dazu erzeugte, war völlig anders als bei Tag. Das Bellen der Alligatoren ließ buchstäblich die Erde

erbeben. Um sie herum war alles in Bewegung – ob in der Luft, unter den Füßen, im Wasser oder in den Bäumen. Selbst der Rhythmus der Natur veränderte sich, sobald die Sonne unterging. In letzter Zeit dachte sie manchmal, dass sie vielleicht zu viel Zeit in den Sümpfen verbrachte, denn ihre Nachtsicht war so viel besser geworden, dass sie es hin und wieder auch ohne Kamerablitz bemerkte, wenn eins der Elterntiere mit seiner Beute zurückkehrte.

Plötzlich erregte ein flackerndes Licht ihre Aufmerksamkeit. Offensichtlich ein Wilderer, oder jemand, der in Fenton's Marsh beim Nachtfischen war. Weite Teile des Sumpflands gehörten der *Fenton Lumber Company*. Sieben der Familien, die in der Gegend lebten, hatten jeweils mehrere Tausend Quadratmeilen gepachtet, auf denen sie jagten, Fallen stellten und fischten, sodass sie fast ausschließlich vom Sumpf leben konnten. Einige der Männer verdienten sich auch etwas Geld am Mississippi, so wie Sarias Brüder, doch im Grunde kreiste das Leben um den Sumpf.

Fenton's Marsh galt bei den Leuten als Sperrgebiet und als tabu. Saria fiel ihre eigene finstere Miene bei der Vorstellung auf, dass irgendjemand dort wilderte. Jake Fenton, der ursprüngliche Eigentümer, genoss in der Gegend hohes Ansehen. Es war nicht leicht, das Vertrauen und den Respekt der Einheimischen zu gewinnen, doch alle Familien hatten den alten Mann gemocht und ihn oft zu sich eingeladen. So war er in den Sümpfen zu einer festen Größe geworden. Mehr als einmal hatten die Alligatorjäger ihn sogar mit auf die Jagd genommen, ein großes Privileg, denn die Arbeit war gefährlich und ein Laie war dabei nicht gern gesehen. Bei den Pachtverträgen war er sehr großzügig gewesen, deshalb hätte keiner hier seine Lebensgrundlage ris-

kiert, indem er die Hand biss, die ihn fütterte. Fenton war mittlerweile tot, doch jeder wusste, dass es in der Marsch Öl gab und dass sein Urenkel Jake Bannaconni es eines Tages fördern würde. Deshalb hielt man sich aus Respekt vor Jake Fenton von der Marsch fern.

Die erwachsene Eule flog wieder davon, das Rascheln ihrer Flügel lenkte Saria kurz ab, doch von weiteren Fotos ließ sie lieber ab. Die Lichter im Sumpf machten sie nervös, und sie wollte nicht, dass der Kamerablitz sie verriet. Sie veränderte ihre Position, um die verkrampften Muskeln im Oberschenkel zu lockern, und fasste beinahe unbewusst nach ihrer Ausrüstung. Eigentlich hatte sie vorgehabt, die Nacht im Sumpf zu verbringen und erst frühmorgens wieder nach Hause zurückzukehren, aber aus ihrer leichten Nervosität war regelrecht Angst geworden, und es gab nicht viel, wovor sie Angst hatte.

Saria war gerade dabei, vom Hochsitz herunterzuklettern, als sie einen rauen Schrei hörte. Er kam von einem Menschen. Der Schrei eines Mannes, und er hörte sich grässlich an, ganz heiser – voller Entsetzen. Sofort wurde der Sumpf lebendig, Vögel zeterten, während Frösche und Insekten verstummten, und in dem rhythmischen Einklang, der normalerweise in dieser Welt herrschte, brach ein Chaos aus. Dann endete der qualvolle Schrei abrupt, wie abgeschnitten.

Kalte Schauer liefen über Sarias Rücken, und sie ließ sich leise in ihr Boot gleiten. Ob es einem Alligator gelungen war, den Mann, der ihn jagte, zu töten? Als sie sich in den Teppich aus Entengrütze hinausschob, dröhnte ein wütendes Gebrüll durch den Sumpf. Das zornige Schnauben und Fauchen hallte im Zypressenhain wider und die Welt um sie herum erstarrte, alle Wesen waren wie gelähmt. Sogar die

Alligatoren schwiegen. Sarias Arm- und Nackenhaare richteten sich auf, eine Gänsehaut überlief sie und sie schnappte erschrocken nach Luft.

Ein Leopard. Sie kannte die Legenden und Mythen über Leoparden im Sumpf. Wenn Cajuns davon berichteten, wie sie eine der scheuen Kreaturen gesehen hatten, dann nannten sie sie »Geisterkatzen«. Einige Naturforscher bezweifelten ihre Existenz. Andere glaubten, es handele sich um Florida-Pumas aus den Everglades, die nach neuen Revieren suchten. Doch Saria kannte die Wahrheit und wusste, dass sie alle falschlagen.

Am ganzen Körper zitternd blieb sie einfach im Boot sitzen und fasste nach dem beruhigenden Messer an ihrem Gürtel. Dieses Messer trug sie seit ihrem zehnten Lebensjahr, dem Jahr, in dem sie die Wahrheit entdeckt hatte. Vorsichtig zog sie das Gewehr aus seiner Haltevorrichtung und vergewisserte sich, dass es einsatzbereit war. Mit zehn hatte sie mit dem Schießen begonnen und aus ihr war eine perfekte Schützin geworden – was für ihren Vater bei der Jagd unschätzbar wertvoll gewesen war. So war sie in der Lage, jenes kleine, nur centstückgroße Ziel im Nacken eines Alligators jedes Mal mit tödlicher Sicherheit zu treffen.

Saria befeuchtete die plötzlich trocken gewordenen Lippen, wartete mit klopfendem Herzen im Dunkeln und betete, dass die Bäume und Wurzeln sie verbargen. Der leichte Wind trug ihre Witterung weg von Fenton's Marsh. Das Gebrüll verklang in der Nacht und das Schweigen schien stundenlang anzuhalten. Das große Raubtier musste noch in der Nähe sein – die Nacht war viel zu ruhig.

Jahrelang hatte sie versucht, sich einzureden, dass sie lediglich unter Alpträumen litt, und am Ende hätte sie das

vielleicht sogar geglaubt, bis sie das hier gehört hatte – dieses Brüllen. Es folgte ein heiseres Krächzen, dann ein sägendes Husten. Saria schloss die Augen, presste die Finger an die Schläfen und biss sich fest auf die Unterlippe. Diese Laute waren unverkennbar. Man konnte sich vieles schönreden, aber das nicht. Wenn man sie einmal gehört hatte, konnte man sie nicht mehr vergessen. Und sie hatte diese Laute bereits gehört, als sie noch ein Kind war.

Remy, ihr ältester Bruder, war sechzehn gewesen, als sie zur Welt kam und galt als Mann. Als sie laufen konnte, arbeitete er schon am Fluss, genau wie Mahieu. Die Jungen gingen zur Schule und hinterher zur Arbeit, während ihre Mutter langsam von einer schleichenden Krankheit hinweggerafft wurde und ihr Vater sich immer weiter in die Welt des Alkohols zurückzog. Als sie zehn war, war ihre Mutter längst gestorben und ihr Vater gab kaum mehr ein Wort von sich. Remy, Mahieu und Dash waren mit der Armee in Übersee und auch Gage war gerade Soldat geworden. Lojos mit seinen achtzehn Jahren führte den Laden und die Bar praktisch allein und ihm blieb meist gerade mal Zeit, um sich auf dem Weg zur Arbeit hastig einen Happen Essen zu schnappen.

Für Haus und Angelleinen war sie verantwortlich gewesen und von dieser Zeit an stromerte sie auf eigene Faust im Bayou herum. Die Jungen waren für ein kurzes Wiedersehen nach Hause gekommen und schon wieder unterwegs, zurück zum Dienst. Dabei hatten sie Saria kaum wahrgenommen, sie aßen zwar das Essen, das sie ihnen hinstellte, schenkten der Tatsache, dass sie es gekocht hatte, jedoch keine weitere Beachtung. Sie hatte sich verzweifelt nach Aufmerksamkeit gesehnt und fühlte sich fremd und ausge-

schlossen – eher traurig als verärgert, dass sie nicht richtig dazugehörte.

Die Nacht war warm und feucht gewesen, und sie hatte nicht schlafen können. Es kränkte sie, wie ihre Familie sie behandelte – so als ob sie gar nicht existierte, keine Beachtung verdiente. Sie hatte gekocht und geputzt und für ihren Vater gesorgt, doch wie er machten ihre Brüder sie anscheinend dafür verantwortlich, dass ihre Mutter immer tiefer in Depressionen gesunken und schließlich gestorben war. Sie hatte ihre Mutter nicht gekannt, als sie noch jene lebhafteste Frau gewesen war, an die sich alle erinnerten; sie war zu jung gewesen, als ihre Mutter starb. Mit ihren zehn Jahren war sie neidisch auf den Zusammenhalt ihrer Brüder und fühlte sich irgendwie ausgegrenzt. Sie war aufgestanden und hatte das Fenster geöffnet, um die tröstenden Geräusche des Sumpfes hereinzulassen – eine Welt, auf die sie sich stets verlassen konnte, eine, die sie liebte. Für sie war es wie ein Lockruf.

Saria hatte eigentlich gar nicht gehört, wie ihre Brüder das Haus verließen, denn sie bewegten sich alle unheimlich leise – und das von klein an –, aber als sie in ihrer Enttäuschung und Verletztheit aus dem Fenster gestiegen war, um in der Natur Trost zu suchen, wie sie es in Hunderten von Nächten getan hatte, beobachtete sie, wie die Jungen im Wald verschwanden. Sie folgte ihnen in einiger Entfernung, damit sie sie nicht hörten, und fühlte sich dabei sehr mutig und ein wenig überlegen. Ihre Fähigkeiten im Sumpf waren schon damals beeindruckend, und sie war stolz darauf, dass es ihr gelang, ihre Brüder unbemerkt zu verfolgen.

Dann war die Nacht zu einem surrealen Alptraum geworden. Ihre Brüder hatten ihre Kleidung abgelegt. Sie hatte in

einem Baum gesessen, mit den Händen vor dem Gesicht, und sich gefragt, was sie vorhaben mochten. Wer zog sich denn freiwillig im Sumpf seine Sachen aus? Als sie durch die Finger gespäht hatte, waren ihre Brüder schon mitten in der Verwandlung gewesen und ihre Muskeln hatten sich grotesk verzerrt, obwohl sie später zugeben musste, dass alles recht schnell und reibungslos vonstattengegangen war. Dann hatte Fell ihre Körper überzogen und schon waren sie zu entsetzlich echten Leoparden geworden. Es war einfach – es war schrecklich gewesen.

Damals hatten ihre Brüder dieselben Geräusche von sich gegeben, die sie heute Nacht gehört hatte. Dieses Schnauben. Und dieses heisere, krächzende Husten. Sie hatten sich auf die Hinterbeine gestellt und mit ihren Krallen die Bäume zerkratzt. Die zwei kleinsten hatten sich gestritten und sich in einen hitzigen Kampf gestürzt, bei dem sie sich mit den Pranken schlugen. Da hatte der größte Leopard wütend gebrüllt und jedem einen so heftigen Schlag versetzt, dass sie beide über den Boden rollten und mit dem Gezänk aufhörten. Das markerschütternde Brüllen hatte ihr das Blut in den Adern gefrieren lassen. Sie war den ganzen Weg zurück nach Hause gerannt und hatte sich mit klopfendem Herzen unter den Laken versteckt, voll Angst, dass sie möglicherweise dabei war, den Verstand zu verlieren.

Leoparden waren die scheuesten aller Großkatzen und Gestaltwandler waren noch scheuer, sie verheimlichten ihre Fähigkeiten sogar vor ihrer Familie, jedenfalls vor den Familienmitgliedern, die sich nicht verwandeln konnten – so wie Saria. Sie hatte versucht, etwas über Gestaltwandler in Erfahrung zu bringen, doch in der Bücherei stieß sie nur auf obskure Andeutungen. Also hatte sie sich eingeredet, dass

sie sich das Ganze nur eingebildet hatte, aber es gab noch weitere Hinweise, die sie nun nicht mehr ignorieren konnte, jetzt, da sie ihre Brüder so gesehen hatte.

Wenn ihr Vater betrunken war, redete er oft wirres Zeug, und immer, wenn er seltsame Anspielungen auf Gestaltwandler machte, spitzte sie die Ohren. Sicher gab es so etwas gar nicht, aber manchmal erwähnte ihr Vater beiläufig, dass er sich eigentlich frei bewegen sollte, so wie es seine Bestimmung sei. Dann torkelte er ins Bett und am nächsten Morgen gab es an der Hauswand oder sogar in seinem Zimmer Kratzspuren. Bis Saria wach wurde, war er dann meist schon dabei, das Holz abzuschleifen und frisch zu versiegeln. Wenn sie ihn fragte, woher die Kratzer stammten, gab er ihr keine Antwort.

Und nun hockte sie mitten im Sumpf, die Dunkelheit als einzigen Schutz, in dem Wissen, dass so ein Leopard ein listiges Raubtier war, und nicht aufgeben würde, bis er sie erwischt hätte. Sie konnte nur hoffen, dass er die paar Blitze ihrer Kamera nicht bemerkt hatte und nicht kam, um nachzusehen. Es schien Stunden zu dauern, bis der natürliche Rhythmus des Sumpfes sich wieder einstellte, die Insekten erneut mit dem Summen begannen und jene beruhigenden, wenn auch nicht tröstenden Geräusche erklangen, zum Zeichen, dass das Leben weiterging.

Saria blieb ganz still sitzen und wartete, bis die schreckliche Anspannung nachgelassen hatte. Die Geisterkatze war fort. So viel war sicher. Sofort verließ sie den Schutz des Zypressenhains und fuhr hinüber zu Fenton's Marsh. Ihr Mund war trocken, ihr Herz klopfte vor lauter Angst vor dem, was sie vorfinden mochte, doch sie konnte es einfach nicht lassen.

Der Tote lag halb im Wasser und halb an Land, gleich am Rande der Marsch. Sie kannte den Mann nicht. Er schien zwischen dreißig und vierzig zu sein, sein lebloser Körper war voller Blut. Er hatte eine Stichwunde im Bauch, doch gestorben war er an einem erstickenden Biss in die Kehle. Die Biss- und Kratzspuren waren deutlich zu erkennen. Das Wasser um ihn herum war blutgetränkt und lockte Insekten und Alligatoren an.

Saria schlug kurz die Hände vor die Augen, denn es machte sie ganz krank, dass sie keine Ahnung hatte, was sie tun sollte. Zur Polizei konnte sie nicht gehen. Remy arbeitete in der Mordkommission. Er war die Polizei. Sollte sie etwa ihre eigenen Brüder anzeigen? Würde man ihr überhaupt glauben? Vielleicht hatte der Tote irgendetwas Furchtbares getan, sodass einer ihrer Brüder keine andere Wahl gehabt hatte.

Langsam fuhr Saria nach Hause, machte beklommen ihr Boot fest und trat auf den Steg. Sie blieb einen Moment stehen und musterte das Anwesen. Die Bar war dunkel, das Haus und der Laden ebenso, aber ihre inneren Sensoren, die sie schon von klein auf wahrnehmen konnte, warnten sie, dass sie nicht allein war. Entschlossen, ihren Brüdern aus dem Wege zu gehen, lief sie um das Haus herum. Als sie gerade die Hintertür öffnen wollte, wurde diese plötzlich aufgerissen und ihr ältester Bruder stand breit im Rahmen, ein attraktiver, dunkelhaariger Mann mit ernsten, aufmerksamen grünen Augen. Vor lauter Schreck trat Saria unwillkürlich einen Schritt zurück. Sie wusste, dass er den Hauch von Angst in ihrem Blick gesehen hatte, ehe sie ihn verbergen konnte.

Remy kniff die Augen zusammen und atmete tief ein,

als wollte er ihren Geruch analysieren. Dann schluckte er herunter, was immer ihm auf der Zunge gelegen hatte. Statt barscher Ungeduld lag Besorgnis in seiner Stimme: »Bist du verletzt?« Er streckte die Hand nach ihr aus, um sie ins Haus zu ziehen.

Mit klopfendem Herz wich Saria so weit zurück, dass sie außerhalb seiner Reichweite war. Remy runzelte die Stirn und rief laut: »Mahieu, Dash, kommt doch mal her.« Er sah sie unverwandt an, ohne auch nur einmal zu blinzeln. »Wo bist du gewesen, *cher*?« Sein Tonfall verriet, dass er eine Erklärung verlangte.

Er wirkte einfach riesig. Saria schluckte und weigerte sich, sich einschüchtern zu lassen. »Warum willst du das plötzlich wissen? Das hat dich doch sonst nicht interessiert.« Betont lässig zuckte sie die Achseln.

Sie hörte sie nicht kommen – ihre Brüder bewegten sich praktisch ohne jedes Geräusch –, doch mit einem Mal standen Mahieu und Dash Schulter an Schulter hinter Remy. Sie sah, wie die beiden sie musterten und jede Regung ihres zweifellos kreidebleichen Gesichts registrierten.

»Hast du dich mit jemandem getroffen, Saria?«, fragte Remy sanft – viel zu sanft. Da sie eine Bewegung machte, als ob sie davonlaufen wollte, fasste er sie beim Arm und hielt sie ebenso sanft fest.

Seine freundliche Ansprache hätte Saria beinahe zum Weinen gebracht, doch sie wusste, dass Remy innerhalb von Sekunden von sanft auf gefährlich umschalten konnte. Schließlich hatte sie mehr als einmal mit angesehen, wie er Verdächtige verhörte. Die meisten waren auf seine sanfte Tour hereingefallen. Sie wünschte, er ginge wirklich so freundlich und fürsorglich mit ihr um, doch bis vor Kurzem

hatte ja keiner ihrer Brüder sie überhaupt richtig zur Notiz genommen.

Saria machte ein finsternes Gesicht. »Das geht dich nichts an, Remy. Solange ich klein war, hat es euch nicht interessiert, was ich tue und lasse, und jetzt brauchen wir nicht so tun, als hätte sich daran etwas geändert.«

Remy war bestürzt. Sie sah es ihm an, ehe er sich gefasst hatte und wieder das ausdruckslose Remy-Gesicht aufsetzte. Seine Augen waren hart und kalt geworden, ein Anblick, der ihren Puls noch weiter in die Höhe trieb. »Was denkst du dir dabei, mir so etwas zu sagen, wo wir dich doch praktisch aufgezogen haben? Natürlich machen wir uns Sorgen, wenn du die halbe Nacht wegbleibst.«

»Ihr habt mich also *aufgezogen*?« Saria schüttelte den Kopf. »Das hat niemand getan, Remy. Du nicht, und Dad auch nicht. Und jetzt bin ich etwas zu alt dafür, sollte irgendeiner von euch plötzlich auf die Idee verfallen, sich darum zu sorgen, was ich tue. Nur zu deiner Information, da du ja so verdammt viel über mich weißt, ich gehe fast jede Nacht in den Sumpf, und zwar seit meiner Kindheit. Wie zum Teufel konnte dir das entgehen, bei all den Sorgen, die du dir um mich gemacht hast?«

Dash musterte ihr Gesicht. »Bist du da im Bayou auf irgendwas gestoßen, Saria – oder auf jemandem?«

Ihr Herz machte einen Satz. War das etwa eine Falle? Möglicherweise eine Fangfrage. Sie wich noch einen Schritt zurück. »Wenn mir jemand dumm kommt, kann ich mir schon selbst helfen, Dash. Warum interessiert ihr euch plötzlich alle so für mein Leben?«

Remy rieb sich den Nasenrücken. »Wir sind deine *famille, cher*. Wenn du Probleme hast ...«

»Habe ich nicht«, unterbrach sie ihn. »Was soll das alles, Remy? Wirklich. Ihr habt mich nie gefragt, wo ich gewesen bin oder ob ich allein zurechtkomme. Manchmal war ich tagelang allein in der Bar. Keiner von euch hat jemals darüber nachgedacht, ob das gefährlich sein könnte, obwohl ich noch nicht volljährig war.«

Ihre drei Brüder wechselten lange, zerknirschte Blicke. Dann zuckte Remy die Achseln. »Mag sein, Saria, aber wir hätten es tun sollen. Ich war sechzehn, als du geboren wurdest, und da sticht einen eben der Hafer, *cher*, ich dachte nur an mein Vergnügen. Du warst noch ein Baby. Also habe ich wahrscheinlich nicht so auf dich geachtet, wie ich es hätte tun sollen, aber das heißt nicht, dass du mir egal wärst. Die Familie ist alles.«

»Während euch alle der Hafer gestochen hat, habe ich mich Nacht für Nacht um einen betrunkenen Vater gekümmert. Rechnungen bezahlt, den Laden geführt, gefischt. Und so weiter. *Erwachsene* Dinge getan. Alles am Laufen gehalten, damit ihr euren Spaß haben konntet.«

»Wir hätten dir mit *Pere* wirklich mehr helfen sollen«, gestand Remy.

Saria zwinkerte, denn erstaunlicherweise schossen ihr die Tränen in die Augen. Remy konnte so nett sein, wenn er wollte, aber warum gab er sich gerade jetzt so viel Mühe? Sie riskierte einen schnellen Blick auf die Gesichter ihrer anderen Brüder. Sie betrachteten sie sehr konzentriert. Völlig reglos. Ihre Augen waren beinahe bernsteinfarben geworden und die Pupillen weit geöffnet. Saria brauchte jedes Quäntchen Mut, das sie aufbringen konnte, um sich nicht auf dem Absatz umzudrehen und wegzulaufen.

»Jetzt bin ich erwachsen, Remy. Und es ist etwas zu spät,

um damit anzufangen, dir über meine Lebensführung Gedanken zu machen. Außerdem bin ich müde und würde gern schlafen gehen. Ich sehe euch dann morgen früh.« Nur wenn sie es nicht vermeiden konnte.

Remy trat zur Seite. Saria bemerkte, wie alle tief einatmeten, als sie an ihnen vorbeiging, offenbar versuchten sie, aus den Duftspuren, die sie an sich hatte, schlau zu werden. Sie roch nach Sumpf, aber den Toten hatte sie nicht angerührt, sie war nur so nahe herangegangen, dass sie ihn im Licht ihrer Taschenlampe betrachten konnte.

»Schlaf gut, Saria«, wünschte Remy.

Sie schloss ganz kurz die Augen. Schon diese kleine Geste brachte ihre Nerven wieder zum Flattern.

Sechs Monate später

Der Wind seufzte leise, ein unheimlicher, klagender Laut. Eine Schlange glitt von den tief hängenden Ästen eines Tupelobaumes, klatschte auf das dunkle Wasser und schwamm, eine Wellenlinie hinter sich herziehend, davon. Am Himmel brodelten schwarze Wolken, schwer von Regen, in der Abendhitze.

Saria kletterte aus der Piroge auf den wackligen Steg und atmete tief ein, dabei schaute sie sich vorsichtig um und musterte das Ufer und das kleine Wäldchen, durch das sie gehen musste. Vor einigen Jahren hatte einer der Farmer hier eine Tannenschonung angelegt, doch das Weihnachtsbaumgeschäft war nie richtig gediehen, ganz im Gegensatz zu den Bäumen selber. Die Stadt, so klein sie auch war, war

mittlerweile bis an die Grenze der Schonung herangewachsen, und die Mischung aus Zedern, Kiefern und Fichten war wunderschön, aber dabei so dicht gewachsen, dass hinter dem Zypressenhain am Ufer eine Art Wald entstanden war.

An den knorrigen Ästen der Zypressen am Fluss hingen lange silbrige Geflechte aus Moos, die sich sanft im Wind wiegten. Der Hain war recht groß, und in dem grauen Nebel, der ihn wie ein zarter Schleier durchzog, wirkten die Bäume am Ufer unheimlich und geisterhaft. Dahinter ragten die kräftigeren Tannen auf wie schweigsame, finstere Wächter. Saria lief es eiskalt über den Rücken, als sie so auf den hölzernen Planken stand – ein gutes Stück entfernt von der Zivilisation.

Am Fluss wurde es meistens schnell dunkel, und sie hatte mit der Fahrt zum Festland gewartet, bis ihre Brüder fort waren und zuvor hatte sie noch nach den Angelschnüren und Krebsreusen gesehen. Den ganzen Weg über kam es ihr schon so vor, als würde sie verfolgt. Sie war so nah wie möglich am Flussufer geblieben. Falls irgendjemand – oder *etwas* – hinter ihr her war, hätte er oder es mühelos Schritt halten und sie sogar überholen können. Ihre Brüder hatten das große Boot genommen und ihr nur die alte Piroge gelassen, was ihr in der Regel nichts ausmachte, doch irgendetwas Unsichtbares im Dunkeln trieb sie zur Eile.

In letzter Zeit fühlte sie sich unbehaglich und rastlos, wie gefangen in einer Hülle, die zu eng zu werden schien. Ein Juckreiz überfiel sie von Zeit zu Zeit, so als ob sich unter ihrer Haut etwas bewegte. Ihr Kopf erschien zu groß und Mund und Kiefer schmerzten. Alles fühlte sich irgendwie falsch an, und vielleicht trug das dazu bei, dass das unguete Gefühl, beobachtet zu werden, immer stärker wurde.

Saria seufzte, befeuchtete die trockenen Lippen und zwang sich, den ersten Schritt in Richtung Tannenschonung zu machen. Sie hätte auch um das Wäldchen herumgehen können, doch das kostete Zeit, die sie nicht hatte. Ihre Brüder würden bald zurückkehren und böse werden, wenn sie ihre Schwester schon wieder dabei erwischten, dass sie allein unterwegs gewesen war. Die Jungen waren in letzter Zeit genauso reizbar wie sie und hatten sich leider angewöhnt, sie ständig zu überwachen. In den letzten Wochen hatte das so schlimme Formen angenommen, dass Saria sich bald so fühlte, als wäre sie im eigenen Hause gefangen.

Sie ging los und griff zur Sicherheit nach dem Messer an ihrem Gürtel. Falls tatsächlich irgendjemand – oder etwas – sie verfolgte ... sie war vorbereitet. Lautlos lief sie über den engen Pfad, der durch das Wäldchen zu der alten Kirche führte.

Hinter ihr, ein Stück weiter links, knackte ein Ast, ein Geräusch, das in der Stille des Waldes überlaut wirkte. Sarias Herz begann zu hämmern. Der Nebel wurde mit jeder Minute dichter und zog langsam einen Schleier vor die dunklen Wolken und den silbernen Mond, was seine Sichel in einem seltsamen, unheilschwangeren Rot leuchten ließ. Saria legte einen Zahn zu und lief hastig an den unterschiedlichen Bäumen vorbei.

Sobald sie aus der Schonung trat, stand sie auch schon auf dem Gehweg, der quer durch die kleine Stadt am Mississippi führte. Eine große Staumauer half, Überschwemmungen zu verhindern. Auch ein Großteil des Landes war aufgeschüttet worden, um vor Hochwasser sicher zu sein. Schnell passierte Saria den Uferpfad, während der Wind Wellen gegen die Mauern und Pfeiler trieb. Wieder sah sie sich vorsichtig

um, ohne dabei langsamer zu werden. Die Kirche lag direkt vor ihr, und sie konnte es kaum erwarten hineinzukommen.

Obwohl es Abend war, war es sehr heiß und schwül, das hieß, dass es bald regnen würde. Saria spürte, wie Schweißperlen zwischen ihren Brüsten herunterrannen, wusste aber nicht, ob es an der drückenden Hitze oder nur an ihrer Angst lag. Als sie die Stufen, die zur Kirche führten, erreichte, stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus. Sie hielt am Treppenabsatz inne, um ihr Haar mit dem Spitzenschal zu bedecken, der ihrer Mutter gehört hatte, drehte sich um und überblickte die Straße. Malerische Gaslaternen, die im Nebel in einem seltsamen Gelb leuchteten, erhellten sie. Saria spürte, wie Augen auf ihr ruhten, konnte aber nirgends jemanden entdecken, dessen besonderes Interesse ihr galt.

Sie kehrte der Straße den Rücken und stieg die Stufen empor. Der stechende Blick, den sie zwischen ihren Schulterblättern spürte, sorgte dafür, dass sich ihre Nackenhaare aufstellten. Mit klopfendem Herzen zog sie die Tür auf und trat ein. Im Innern der Kirche herrschte nur schwaches Licht. Schatten hingen an den Wänden und bildeten dunkle Täler zwischen den verwaisten Bänken. Saria tauchte die Finger ins Weihwasser und bekreuzigte sich, dann ging sie langsam zum Beichtstuhl. Die Standbilder starrten mit traurigen, leeren Blicken auf sie herab. Seit sie die erste Leiche gefunden hatte, war sie mehrfach in der Kirche gewesen, doch sie schaffte es nicht, ihr Geheimnis zu verraten – nicht einmal Vater Gallagher –, und nicht einmal jetzt, nachdem sie noch zwei gefunden hatte.

Sie fühlte sich schuldig, natürlich, obwohl sie versucht



Christine Feehan

Feuer der Wildnis

Die Leopardemenschen-Saga 4
Roman

Paperback, Broschur, 544 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-26706-0

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2012

Der vierte Teil der großen Saga um die Leopardemenschen

Ein düsteres Geheimnis liegt über Sarias Familie: Ihre Brüder durchstreifen nachts als »Geisterkatzen« die Sümpfe von Louisiana. Und auch Sarias eigene Verwandlung steht kurz bevor – doch davon will Saria nichts wissen. Erst als sie dem charismatischen Drake begegnet, kann sie ihr Erbe nicht mehr länger leugnen. Denn er erkennt sofort die Gestaltwandlerin in ihr – und die ihm bestimmte Gefährtin.

Saria Boudreaux ist in den Sümpfen von Louisiana aufgewachsen, die von jeher manch finsternes Geheimnis in ihren Tiefen bergen. Als sie von Raubtierbissen entstellte Leichen findet, ist sie sich jedoch absolut sicher, dass sie etwas Derartiges noch nie gesehen hat. Und der mit der Lösung des Falls beauftragte Drake Donovan trägt auch nicht unbedingt zu ihrer Beruhigung bei. Saria fühlt vom ersten Augenblick an eine unwiderstehliche Leidenschaft, die sie mit aller Macht in seine Arme treibt. Was sie nicht ahnt: Der Gestaltwandler Drake erkennt in ihr sofort die ihm bestimmte Gefährtin, nach der er so lange gesucht hat. Doch während Saria noch mit ihrer zweiten Natur ringt, treibt ein Serienkiller sein Unwesen. Er macht vor nichts halt – auch nicht vor dem kraftstrotzenden Drake, der Saria um jeden Preis zu schützen versucht ...

Die Königin der Mystery ist zurück: Leidenschaft und magische Spannung pur!

 [Der Titel im Katalog](#)